



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

5) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Die Gräfin hat ſich das Schlafkabinet zwiſchen dieſem Sterbezimmer und der Kapelle auch gewiß nur deshalb einrichten laſſen, um ſofort dem Geiſte des Verstorbenen ſtets möglichſt nahe zu ſein. Im grünen Zimmer iſt Alles ſo geblieben, wie es war, als man die Leiche des Grafen Leodegar hinaus-
 trug,“ erzählte die Mutter weiter.

„Ja, ſie hat ihren Vater ſehr geliebt,“ ſagte der Verwalter, „und hält ſein Andenken hoch in Ehren, das muß wahr ſein.“

„Ich glaube,“ bemerkte Hermann, „ſie übt mit dieſem geradezu fanatiſchen Totenkultus eine Art von Sühne. Den Grafen Leodegar ſoll ja der Kummer über ihre unglückliche Ehe in die Grube gebracht haben. Er mag vielleicht von vornherein gegen die Heirath mit dem Grafen Morawinski geweſen ſein, und Gräfin Uelgunde macht es ſich nun zum ſteten Vorwurf, ſeinen Abmahnungen nicht gefolgt zu ſein.“

„Wohl möglich. Dann hat ſie es ſich als Buße auferlegt, ſich zur Nachbarschaft des väterlichen Sterbezimmers gerade dieſes Kabinet am Kapellenbau auszuſuchen, während ſie dazu doch ebenſogut die Stube hätte wählen können, die auf der anderen Seite an das grüne Zimmer ſtoßt. Dieſes Kapellenkabinet wurde ja ſeit undenklichen Zeiten gemietet, ſeitdem die Gemahlin des Schloßbauers, die Gräfin Ulrike, darin gehauſt hat. Du weißt doch, es heißt, ſie habe eben in jenem Kabinet ihr Leben beendet.“

„Unter der Fauiſt ihres Gatten, Haſſo von Eberſperg — erwürgt von dem Eiferſüchtigen,“ ergänzte Hermann mit ſkeptiſchem Lächeln. „So ſagt die Legende von Birkenried; es muß ja jedes alte Herrenſchloß ſo eine Gruſelgeſchichte haben.“

„Nun ja, der Mord braucht nicht wahr zu ſein,“ ſtimmte der Vater halbwegs bei. „Gewiß iſt es aber, daß Herr Haſſo von Eberſperg ſein junges Weib mit lei denſchaftlicher Eiferſucht verfolgte, daraus macht die gräfliche Familienchronik, die oben in der Bibliothek verwahrt liegt, kein Hehl. Die Herren von Eberſperg entſtammen einem märkiſchen Geſchlecht, und erſt Herr Haſſo verkaufte die alten Beſitzungen in der Heimath, um ſich hier anzufiedeln. Es heißt eben, er habe die ſchöne Ulrike in fremde Umgebung bringen wollen, und Schloß Birkenried ſei von ihm als ihr — Kerker erbaut worden.“

„Die liebe Welt würde unter ähnlichen Umſtänden auch heute noch ſo urtheilen; ſie kann es ja nie vergehen, wenn Einer von ihr nichts wiſſen will. In Wirklichkeit mag Haſſo, der ja ſchon bei Jahren geweſen ſein ſoll, als er die junge Ulrike freite, wohl das Verlangen gehabt haben, ſein ſchönes Ehegeſpons dem kurſürſtlichen Hofleben zu entziehen, aber die bauliche Anlage dieſes Hauſes verräth, daß es ihm hauptſächlich darum zu thun war, ſich eine ſtille Arbeitsſtätte für ſeine geheimwiſſenſchaftlichen Studien und Experimente zu ſchaffen. Er ſoll Alchemie getrieben haben, das war zu ſeiner Zeit

Mode; jedenfalls benötigte er die großartigen Kellerräume da unter uns als Laboratorien, und dieſe heutige Verwalterwohnung waren ſeine Gemächer, während ſeine junge Frau die nördlichen Zimmer oben im Stockwerk bewohnte. Auffallender hätte ſich das Ehepaar im Hauſe allerdings nicht trennen können, und man darf daraus wohl ſchließen, daß keine Harmonie zwiſchen ihnen war. Die ſchöne Ulrike muß da auch ein wenig beneidenswerthes Leben geführt haben, iſt thatſächlich von Kerkerhaft nicht weit entfernt war, und Herr Haſſo konnte ſich dann wohl den Vorwurf machen, die Jugend ſeiner Gemahlin geknickt zu haben.“

„Die Chronik ſagt,“ ſetzte der Vater hinzu, „er ſei erſt nach Ulrikens Tod von der Grundloſigkeit ſeiner Eiferſucht überzeugt worden, und die Reue habe ihn mit Schwermuth geſchlagen, ſo daß er nach kurzer Zeit als Laienbruder in's Breslauer Auguſtinerkloſter getreten ſei. Schloß und Liegenſchaften von Birkenried einem Neffen überlaſſend, der hier eben die ſpäter mit dem Grafentitel ausgezeichnete Linie Derer v. Eberſperg begründete.“

„Es heißt übrigens, Herr Haſſo ſei bei den Auguſtinern im Wahnsinn geſtorben,“ erinnerte die Mutter. „Die Hauschronik ſpricht wohl nicht davon, ſie ſchweigt überhaupt über ſein Ende, wie ſie ja auch über die Todesart der armen Ulrike keine Andeutungen macht. Da könnte an dem, was ſich im Volke über den Erbauer von Birkenried mit merkwürdiger Beſtimmtheit vierhundert Jahre lang erhalten hat, doch etwas Wahres ſein.“

Hermann zuckte die Achſeln. „Märchen, wie ſie in allen Schloßſtern herumſpulen. Hier im Schloße war früher ein alter Knecht, Namens Balthazar, der erzählte allabendlich die ungeheuerlichſten Geſchichten von Herrn Haſſo und Frau Ulrike, die anhören zu können ich in meiner Neugier allen Scharffinn aufbot, mich in der großen Geſindeſtube verſtedend, unter Bänken und hinter Spinden, wo ich mitunter einſchleif, daß man mich erſt am Morgen nach angſtvollem Suchen im ganzen Hauſe fand.“

„Du meine Güte!“ ſeufzte die alte Frau. „Einen ſolchen Tag werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen. Weißt Du es noch? Du warſt damals ein dreizehnjähriger Bub, ſollteſt eine Strafarbeit machen, und weil Du ungeberdig warſt, ſteckte Dich der Vater da hinunter in den Keller.“ — Sie zeigte auf die Wendeltreppe neben der Küche, die vom Vorſaale in das Untergeſchoß hinabführte. — „Trotzig, wie Du warſt, wollteſt Du nicht um Verzeihung bitten, und wir mußten Dich unten laſſen. Du verſäumteſt darüber das Mittaggeſſen und das Beſperbrod — wir ließen es geſehen, feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben. Aber als Du auch zum Abendlich nicht heraufkamſt, da wurde mir doch bange. Ohne dem Vater was zu ſagen, ſchlich ich mich hinunter, Dir zuzureden und Dich zur Abbitte zu veranlaſſen, und konnte Dich weder im vorderen, noch im rückwärtigen Gemölde finden. Da entdeckte ich, daß ich vergeſſen hatte, den Schloßſchlüſſel zur Thür des Kellerzwiſchgangs abzunehmen. Du warſt alſo da zu den übrigen Kellerräumen durchgeſchlüpft und ich mußte annehmen, Du wärſt drüber über die Haupttreppe an der Herrſchaftsküche herauf-

gekommen und hieltest Dich beim Gefinde versteckt. Aber wen ich auch fragte, Niemand wollte Dich gesehen haben, ja, die Leute in der Küche, die den Schlüssel zur Gitterthür der großen Kellertreppe in Verwahrung hatten, behaupteten zuverlässlich, das Gitter wäre den ganzen Tag versperrt gewesen. Du hättest demnach noch immer unten sein müssen. Ich weckte nun den Vater, und mit ihm und ein paar Knechten durchstöberten wir das ganze Untergeschoß, jeden Winkel, sperrten sogar den Vorrathskeller, die Holzstammer, den Weinkeller und den Gerätheschuppen unter der Remise auf — Alles vergeblich, nirgends war eine Spur von Dir zu entdecken. — Wir glaubten schließlich, es sei Dir irgendwie gelungen, die alte Eisenthür an der kleinen Zugangstreppe zwischen der Kapellensakristei und dem Pferdehastall zu öffnen — diese Thür, die vielleicht auch schon seit Herrn Gasso's Zeiten nicht benutzt wurde — aber die verrosteten Riegel, zu denen nirgends im Hause mehr ein Schlüssel vorhanden ist, saßen fest in den Angeln, mit ihren hundertjährigen Spinnweben überzogen, es war also unmöglich, daß Du da hinausgekommen warst. Nun mußten wir uns nicht zu rathen und zu helfen; sogar die Eisenstäbe vor den Kellerluken hatten wir einzeln geprüft und unversehrt gefunden. Wir konnten also nur annehmen, daß die Gitterthür zur Haupttreppe doch von Jemand für einen Moment geöffnet worden sei, und daß Du Dich da unbemerkt davon gemacht hättest, vielleicht zum Städtchen hinüber, zu einigen Schulkameraden. Vater fluchte und wetterte und schwor Dir eine ausgiebige Prügelstrafe zu, sobald Du wieder zurück wärst, aber ich merkte ihm wohl an, daß er nicht weniger in Angst war, als ich, und daß er den Befehl, sich um den Taugenichts nicht weiter zu kümmern, selber nicht hielt. Nur um ihm den Willen zu thun, legte ich mich schließlich hin, aber ich schloß die ganze Nacht kein Auge, und mein Ohr lauschte ununterbrochen. Und richtig, gegen Morgen, da höre ich's langsam die Wendeltreppe da heraufstappen. Ich flugs aus dem Bette, aber nicht weniger vorsichtig als Du, denn ich wußte ja, daß Du trotziger Schlingel lieber umgekommen wärst, als Dich so erwischen zu lassen. Ich wartete da an der Zimmerthür, bis Du oben warst und ich Dich an diesen Tisch, an dem wir heut noch sitzen, heranschleichen hörte. Du wolltest den Brodlaib suchen, der vom Abendessen her noch hier liegen sollte; natürlich, der Hunger mußte Dir ja schon am Nachmittag weidlich zugesetzt haben. Da kam ich heraus und faßte Dich beim Kragen. Gelt, das weißt Du noch?"

"Ja, ja," gab Hermann in etwas verwegener Heiterkeit zu. "Wenn ich diese Dummhejungsengeschichte auch vergessen hätte, die fürchterlichen Prügel, die mir Vater am anderen Morgen, getreu seinem Versprechen, aufmaß, die mußten mir wohl im Gedächtniß bleiben."

"Erlaube, mein Sohn!" warf da der Verwalter dazwischen. "Die Prügel, so sehr Du sie auch für Dein abenteuerliches Ausbleiben verdient hättest, wollte ich Dir schenken, und Du beamst sie dann nur deshalb, weil Du obendrein absolut nicht gestehen wolltest, wo Du die ganze Zeit über gesteckt hattest. Es war schlechterdings auch trotzdem nicht herauszukriegen; Du bleibst fest dabei, Du wärst immer unten im Keller gewesen, obwohl wir doch Alles auf's Feinste abgesehen hatten. Und so oft ich auch später noch auf dieses unerklärliche Verschwinden zurückkam, in Güte und im Zorn, es war Deiner Halsstarrigkeit kein Geständniß abzugewingen. Die Sache ist mir bis heute ein Räthsel. Willst Du es mir jetzt vielleicht lösen? Es würde mich immer noch interessieren."

"Wirklich? Je nun, ich erinnere mich nur — daß ich mich in einem leeren Fasse versteckt hatte, das irgendwo in einem staubigen Winkel stand."

"In einem Fasse? In den zwei Gewölben hier unter unserer Wohnung befand sich nichts dergleichen, und wir haben da auch alles Gerümpel um und um gefehrt. Und die übrigen unversperrten Räume standen damals so wie heute völlig leer."

"Aber drüben im Geräthekeller, der als das ehemalige Magazin zu den Laboratoriumsräumen des Herrn Gasso Ebersperg gilt . . ."

"Den fanden wir vergeschlossen und haben ihn überdies nicht weniger gründlich durchsucht."

"Du mußt Dich doch täuschen; dieser Raum war nicht versperrt. Ich hielt mich in einem Fasse verborgen, um Dir und der Mutter in knabenhaftem Rachetroß Sorge um mich zu machen. Mehr kann ich nicht sagen. Wo jenes Faß stand, das weiß ich heute — nach zweiundzwanzig Jahren — nicht mehr anzugeben. Was liegt auch daran? — Wenn ich damals hartnäckig schwieg, so geschah es nur aus Eigensinn, der Euch gegenüber so etwas wie ein Geheimniß bewahren wollte; und aus romantischem Stolz, wie er zu den Eigenheiten der Flegeljahre gehört, hätte ich mich wohl lieber umbringen, als mir dies kindische Geheimniß entreißen lassen."

"Ja, ja," sagte die Mutter, indem sie aufstand, um das Kaffeegeschirr abzuräumen; "Du warst immer ein sonderbares Kind, darüber konnten ja auch Deine Lehrer nicht genug klagen."

Hermann erhob sich gleichfalls. "Das kam wohl von der Romantik dieses düsteren Schlosses her, von der ich mich sozusagen nährte."

Er trat an die offene Wendeltreppe, die zwischen dem zweiten der nach dem Schloßhof gehenden Fenster und der Küchenwand angebracht war, und sah hinab.

"Ich gestehe, das Halbdunkel da unten übt heute noch einen eigenen Reiz auf mich aus. Es würde mich interessieren, sie zu erproben, ob ich mich in diesen Kellergewölben, die einst mein liebster Spielplatz waren, noch zurechtfinden könnte. Ich meine, jeder Winkel mußte mir eine Geschichte erzählen, vergessene Episoden meiner Kinderzeit mir wieder ins Gedächtniß rufen, die Erzählungen des alten Balthasar. In der Fremde dachte ich niemals daran, und jetzt fühle ich mich so lebhaft in die vergangenen Zeiten zurückversetzt. Ist das nicht schon ein Beweis, wie sehr der Mensch von seiner Umgebung abhängig ist? Kleinigkeiten, an sich ganz unbedeutende Vorfälle in der Kindheitsperiode können so unauslöschliche Eindrücke in der Menschenseele erzeugen, wenn auch die bewußte Erinnerung dafür schwindet oder — einschläft, ja, nur einschläft, denn ich behaupte geradezu, daß uns nichts von unseren Erlebnissen abhanden kommt, wenngleich die sozusagen beleuchtete Hälfte unserer Gedächtnißsphäre, die wir das Bewußtsein des vernünftigen Menschen nennen, nur den allergeringsten Theil daran nimmt."

"Das ist mir zu hoch," bemerkte der Vater trocken und ging hinaus.

Hermann sah ihm mit einem mitleidigen Lächeln nach, und als die Mutter, die zwischen dem Vorsaal und der anstoßenden Küche ab und zu ging, wieder einmal auf einige Zeit verschwand, stieg er mit einem plötzlichen Entschlusse die Wendeltreppe nach dem Keller zu hinab. Er wollte seinen Voratz wahr machen, erproben, ob er sich da unten noch so gut zurechtzufinden vermöchte wie in der Knabenzeit.

Die Schneckenstiege führte zu einem gewaltigen, aus zwei aneinanderstoßenden Gewölben gebildeten Keller, der einst das Laboratorium des Erbauers, des Herrn Gasso v. Ebersperg, gebildet haben sollte. Seine Wohnräume dagegen waren die Gemächer gewesen, welche jetzt der Schloßverwalter inne hatte. Die beiden Gewölbe, welche das Laboratorium gebildet hatten, waren durch einen Gang, der sich unter der Thoreinfahrt hinzog, von den übrigen Kellergewölben geschieden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein geheimnißvolles Licht.

Von Leo Brenner,

Direktor der Manora-Sternwarte in Luffinpiccolo.

Die wenigsten Leser werden jemals Gelegenheit gehabt haben, das geheimnißvollste aller Lichter mit eigenen Augen zu sehen. Auf dem Kontinente und überhaupt in den nördlicheren Breiten ist es nämlich an sich schwach, und zudem wird es durch die Beleuchtung unserer Städte ganz überstrahlt. Aber selbst wenn der Leser den Süden oder gar die Tropen bereist hat, wo jenes Licht eine sehr auffallende Erscheinung bildet, dürfte er es kaum beobachtet haben. Wenigstens habe ich Schiffskapitäne gefragt, die jahrzehntlang die Welt umsegelt hatten und zu meiner Verblüffung behaupteten, sie hätten das geheimnißvolle Licht noch nie gesehen!

Danach kann man sich eigentlich nicht wundern, wenn letzteres erst seit dreihundert Jahren in Europa bekannt ist — in Amerika allerdings nachweisbar seit nahezu vierhundert Jahren —, so daß sogar die doch sonst so rebeligen Herren Griechen des Alterthums über das geheimnißvollste aller Lichter sich gründlich ausschweigen.

Zwar haben Manche aus diesem Schweigen den Schluß gezogen, jenes Licht sei erst im dritten großen historischen Zeitalter sichtbar geworden, habe also früher nicht existirt; aber das ist schwer glaublich. Denn abgesehen von dem Beispiele der oben erwähnten Schiffskapitäne, das uns lehrt, daß es auch heutigentags Leute giebt, die Augen haben und doch nicht sehen, kann ich auch noch einen anderen Beweisgrund für das Schweigen der alten Griechen ins Feld führen: Gewiß ist es schon manchem Leser passiert, daß er in einem Ruderfahrzeug entweder selbst seefrank wurde oder andere Leute seefrank werden sah. Ich wenigstens erinnere mich, daß mehrere Passagiere im Hafen von Southampton, andere im Hafen von Barna und im Bosporus seefrank wurden; ja, im letzten Falle hätte das Tanzen des Bootes auch mich seefrank gemacht, wenn die Fahrt noch fünf Minuten länger gedauert hätte. Und doch hatte es sich dabei nur um die kurze Fahrt von der Stambuler Brücke zum Lloyd-Dampfer gehandelt.

Aus dem Gefagten geht also klar hervor, daß die Seefrankheit nicht nur an Bord größerer Schiffe vorkommt, sondern sich auch auf kleinen Ruderfahrzeugen einstellen kann. Es unterliegt mithin keinem Zweifel, daß auch die alten Römer und Griechen die Seefrankheit gekannt haben müssen. Und doch finden wir bei keinem der alten Schriftsteller irgend eine Andeutung darüber — ebenwenig kennen wir das lateinische oder griechische Wort für „Seefrankheit“.

Aus diesem ganz analogen Falle geht aber genügend deutlich hervor, daß das Schweigen der Alten über das uns heute beschäftigende geheimnißvolle Licht gar keinen Beweis dafür bildet, daß es früher nicht vorhanden gewesen sei.

Wie die ahnungsvollen Engel unter meinen Leserinnen und Lesern mittlerweile errathen haben dürften, meine ich mit dem geheimnißvollen Lichte das Zodiakal- oder Thierkreislicht, das hier in Luffin heller als in den Tropen leuchtet und dennoch von kaum einem der alljährlich hier weilenden 1000 oder 1500 Kurgäste eines Blickes gewürdigt wird.*

Gewöhnlich liest man, daß das Zodiakallicht nur in den Tropen eine auffallende Erscheinung bilde, und Humboldt sagt (zu meinem Erstaunen), daß es unter dem Aequator in einer Höhe von 10—12 000' (also 3—4000 Meter) an Glanz nicht selten den hellsten Theil der Milchstraße übertreffe. Wenn wir es also in Luffin, an der Meeresfläche, gewöhnlich vier bis sechs Mal, oft aber acht bis zehn Mal heller als die Milchstraße sehen, so ließe sich das nur auf zweifache Art erklären: entweder ist hier das Zodiakallicht bedeutend stärker, oder die Milchstraße bedeutend schwächer als unter dem Aequator.

Hier zeigt sich uns das Zodiakallicht zur Zeit seiner besten Sichtbarkeit — also Januar, Februar, März (auch im September und Oktober am Morgenhimmel) — als ein mächtiger Lichtkegel, dessen Basis der Ort der untergegangenen Sonne bildet,

* Als ich vor einigen Jahren eine die Sternwarte besuchende Gesellschaft auf das Zodiakallicht aufmerksam machte, das eben den hellsten Theil der Milchstraße um das Jahnische an Helligkeit übertraf — was hier im Februar und März meistens der Fall ist — wunderten sich Einige, daß ihnen diese blendend helle Lichtpyramide entgehen konnte. Andere wieder meinten, sie hätten das Licht für die Milchstraße gehalten!

während die Pyramide den Thierkreis durchzieht, im Scheitelpunkt nur sehr schwach wahrnehmbar erscheint, dann aber wieder an Helligkeit zunimmt und gegenüber der Sonne einen zweiten hellen Lichtkegel bildet, der der „Gegensein“ heißt. Letzterem wird erst seit 1854, als Störcken auf ihn aufmerksam machte, Beachtung geschenkt, doch wurde er bereits 1803 von Humboldt gesehen.

Die Helligkeit des Zodiakallichts ist eine derartige, daß ich oft mit freiem Auge im Hauptkegel bis zu 40° Höhe keinen einzigen Stern wahrnehmen konnte, ja, daß ich es selbst noch zu sehen vermochte, wenn die vier Tage alte Mondhimmel am Himmel stand, und zwar in nächster Nähe. Was aber die Helligkeit des Gegenseins betrifft, den nur wenige Beobachter am Festlande zu sehen vermögen, so konstatarie ich sie bisweilen als drei Mal heller als die Milchstraße! Unsere Insel ist somit auch in Bezug auf solche astronomische Beobachtungen ein Unikum!

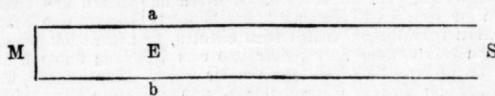
Nun werden sich die Leser fragen: „Was ist denn eigentlich dieses Licht? Und warum nennt man es geheimnißvoll?“ — Und da muß ich verlegen antworten: „Nix G'wisses was man nüt!“ — oder (da möglicher Weise ein Leser dies für Schwedisch oder Koreanisch halten könnte): „Darüber sind die Gelehrten noch nicht einig.“

Das Spektroskop lehrt uns nur, daß das Zodiakallicht reflektirtes Sonnenlicht ist (das also von festen Körperchen zurückgeworfen werden muß), und das Polariskop, ein Instrument, das gestattet, polarirtes, das heißt verchludetes oder theilweise verflüchtetes Licht von freistrahlendem zu unterscheiden, hat dies bestätigt. Früher glaubte man wohl im Spektrum des Zodiakallichts auch die grüne Nordlichtlinie zu sehen, doch stellten Wrights Untersuchungen fest, daß diese grüne Linie nicht dem Zodiakallicht eigenthümlich sei, sondern von schwachen, nur spektroskopisch wahrnehmbaren Nordlichtern herrühre.

Seis und Jones folgerten aus ihren fleißigen Beobachtungen, daß die Erde von einem Nebelringe umgeben sei, der sich innerhalb der Mondbahn befinde, der — ähnlich den Saturn-Ringen — aus winigen Theilchen bestehe, die im Sonnenlichte leuchten. Moldenhauer zog daraus den Schluß, daß die Erde aus jenen Theilchen einmal einen zweiten Mond bilden werde.

Sherman glaubte, das Zodiakallicht sei eine strahlenförmige Verlängerung der Sonnen-Corona; Förster hält es für eine solche der Erde; Seeliger für den Widerchein der von der Sonne bestrahlten, in der Nähe der Erde besonders zahlreichen Sternschuppenkörperchen.

Was meine persönliche Ansicht betrifft, so bin ich nach reiflichem Studium der Frage zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir es mit einem um den Sonnenäquator gelagerten, bis gegen die Marsbahn reichenden Nebelringe zu thun haben. Hier meine Gründe: Der Umstand, daß das Zodiakallicht eine Pyramidenform besitzt, die an der Basis am hellsten, an der Spitze am mattesten ist, und daß der Gegensein ebenso auszieht, jedoch viel kleiner und schwächer, spricht dafür, daß wir in der Richtung zur Sonne den längsten, also optisch dichtesten und hellsten Theil des Nebelringes sehen, in seiner Verlängerung zur Marsbahn hin einen kürzeren, senkrecht zum Nebelring jedoch den kürzesten. In schematischen Umrisen dargestellt, würde nachstehende Figur dem Leser dies verfinndlichen:



S bezeichnet hier den Sonnenäquator, dessen Verlängerung der von Strichen eingefasste Nebelring bildet; also eine Art ungeheurer Saturn-Ringes, nur daß seine Bestandtheile unendlich dünner gedacht werden müßten — viel dünner als die Körperchen, die ersteren irdischen Nebel bilden. E kennzeichnet den Standpunkt der Erde mitten in diesem Ringe, M jenen des Mars. Die Ebene des Sonnennebelringes entspricht jener unserer Erdbahn. Ein Blick auf die Skizze zeigt nun sofort, daß die Strecke E—S weit länger ist als jene E—M, folglich die Nebelkörperchen in der Richtung E—S dichter, mithin heller erscheinen müssen als in der Richtung E—M. Und da des Ringes Dike in keinem Verhältnisse zu seinem Durchmesser steht, werden wir in den Richtungen E—a und E—b keine Körperchen nur schwächer, also matt leuchtend sehen. Was aber den Ursprung dieses Ringes betrifft, so können

wir annehmen, daß er aus Ueberbleibseln jener Stoffe besteht, die sich seinerzeit vom Sonnenaquator abgetrennt und die vier kleinen Planeten gebildet haben.

Indem ich diese meine neue Hypothese über das Jodiatallicht mit ihrer Begründung dem großen Publikum mittheile — die wissenschaftliche Ausführung behalte ich mich für unseren „Jahresbericht“ vor — gebe ich mir zugleich der Erwartung hin, daß sich der eine oder andere Leser dadurch angeregt fühlen werde, nach Möglichkeit seine Aufmerksamkeit dem geheimnißvollen Lichte zuzuwenden.

Allerlei.

Am Grabe des Turnbaters Jahr in Frenburg a. d. Unstrut hat die deutsche Turnerschaft im Jahre 1894 eine Erinnerungstafel anbringen und in der Nähe desselben eine Turnhalle erbauen lassen, welche, eine Fierde der Stadt, von den Schul- und Vereinsturnern benützt wird. Die Kosten, circa 35 000 Mk., sind von Freunden der Turnfrage aufgebracht worden. Im hinteren Raum dieser mit herrlichen Blumenanlagen geschmückten Halle hat man zur weiteren Ehrung des Altmeisters Jahr ein Museum angelegt, das jetzt schon über fünfhundert Gegenstände aufweist. Um die Bereicherung dieser hochinteressanten Sammlung hat sich auch der Kultusminister verdient gemacht, der, wie seiner Zeit gemeldet, dem Jahr-Museum ein Schwingspferd überweisen ließ, welches bis Weihnachten 1812 die nachmaligen Rühow'schen Freischärler benützt haben. Der Ausschuß der deutschen Turnerschaft beabsichtigt nun in der Nähe des Friedhofes zu Frenburg oder am Jahr-Hause daselbst für das Museum ein eigenes Heim zu schaffen, einen Ehrentempel für den Schöpfer des deutschen Turnwesens, der möglichst schon am Turntage des nächsten Jahres seiner Bestimmung übergeben werden kann. Die Baukosten des vom Architekten Weydenbach-Leipzig entworfenen Gebäudes würden sich auf ungefähr 15—18 000 Mk. stellen. Etwa ein Drittel dieses Betrages ist bereits in Turnerkreisen aufgebracht worden.

Eine Diebeschule an de sible. Man schreibt aus Paris: Ein würdiger „Lehrer der Jugend“ sitzt hinter Schloß und Kiegel. Diese Fierde der Menschheit, den die Polizei mit zehn von seinen Schülern in sicheren Gewahrsam brachte, hielt eine Schule, wo er hoffnungsvolle Gemüther in der Kunst zu stehlen unterrichtete. Seine Mühe wurde von dem besten Erfolg gekrönt, da seine Jünger mit dem Talent auch Lust und Liebe zum Handwerk vereinten. Während die jüngeren unter den Schülern aufmerksam dem Unterricht folgten, der in einem Boot unter dem schützenden Dach einer Seine-Brücke gehalten wurde, setzten die vorgeschrittenen die Lehren des Meisters bereits in die That um; auf Kosten ihrer Mitmenschen suchten sie sich in einem oder dem anderen Fach unter Leitung eines „Hilfslehrers“ zu vervollkommen. Leider ist ein bitterer Tropfen in dies blühende Unternehmen gefallen; der geniale Meister ist für einige Zeit der Möglichkeit beraubt, seine so überaus kostbaren Belehrungen fortzusetzen. Und das kam so: in der Hitze des Gefechts vergaßen die Schüler ihre Stimmen weise zu dämpfen; ihr trauliches Geplauder, lauter als nötig noch nach der Stunde fortgesetzt, drang an das wachsame Ohr der Hermandad. Ein Schuyman hörte auf der Brücke verdächtige, ihm in seiner langjährigen Thätigkeit nicht mehr unbekannte Ausdrücke des Gaunerjargon, vermischt mit werthvollen und geistreichen Winken zur Aneignung fremden Eigentums. Das Wohl wurde jäh gestört, der Herr Professor und einige seiner hoffnungsvollsten Schüler haben eine unfreiwillige Muße gefunden, über die Ungerechtigkeit der bestehenden Gelege nachzudenken.

Ein anarchistischer Miniatur-Staat. Auf einer fast unzugänglichen Insel des Mittelmeers, La Galite, bei Tabarka an der tunesischen Küste verwirklichen etwa hundert Personen, die achtzehn verschiedenen Familien sizilianischen Ursprungs angehören, das anarchistische Ideal. Sie werden geboren, leben und sterben und verheirathen sich ohne Standsbeamte, ohne Richter, Priester und Aerzte, sie kennen keine Gelege, zahlen keine Steuern, sie nähren sich gemeinsam von dem Ertrage ihrer Felder und vom Fischfang und fast niemals betritt der Fuß eines Fremden die Insel. Man glaube aber nicht, daß auf ihr ein patriarchalisches und ruhiges Leben geführt werde. Die Einrichtung der freien Liebe ist vor allen Dingen die Veranlassung zu häufigen Streitigkeiten und Kämpfen, selbst mit blutigem Ausgang. Es herrscht das Recht des Stärkeren, auch die Blutrache. Kürzlich ging der Behörde in Tabarka die Anzeige eines auf der Insel an einem alten Fischer begangenen Mordes zu, und in Folge dessen fuhr der Regierungsdampfer „Eriboulet“ mit dem Untersuchungsrichter und Gendarmen nach der Insel ab. Der Mörder, ein ganz junger Mann, wurde gefangen genommen und nach dem Festlande abgeführt. Auch diesmal war Eiferucht die Veranlassung der Mordthat.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Guten Appetit.

„Wovon leben Sie?“

„Ich bin Degenklücker!“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walthar Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Lust.

A.: Heut' sah ich ein neues Gefährt. Weder Pferde, noch ein sonstiges Zugthier, weder Elektrizität, noch Benzin, noch Automobil, noch Fahrrad, noch Eisenbahn.

B.: Sie machen mich neugierig. Was war es denn für ein Gefährt?

A. Ein neuer Kinderwagen.

Selbstverrath.

Junger Dramatiker: Ich glaube, mein neues Lustspiel wird von der Schauspiel-Direktion angenommen werden.

Bekannter: Um, darüber hab' ich so meine eigenen Gedanken. Dramatiker: Was, Du hast eigene Gedanken?

Die Bande der Verwandtschaft.

Gnädige: Was seh' ich, Minna, ein Soldat in der Küche?

Röschin: Das ist mein Bruder.

Gnädige: Das kenne ich. Ihre Vorgängerin sagte auch immer, das wäre ihr Bruder.

Röschin: Dann war sie halt wahrscheinlich meine Schwester.

In der Siegesallee.

„Du, was sind denn die?“

„Markgrafen.“

„Was stellt denn der hier vor?“

„Na, der sieht doch — der Ween stellt er vor!“

Großsprecheri.

Schauspieler (in der Rolle des Don Carlos): „Arm in Arm mit Dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Stimme von der Gallerie: „Botte doch, det sind ja man bloß noch zwee lumpige Jahre!“

Alte Wahrheit.

Frau Scholz: Denken Sie sich, die Frau Möller hat sich von ihrem Mann das Tabakschnupfen angewöhnt. Sollte man das für möglich halten?

Frau Kunz: O ja, Schnupfen steckt an.

Vom Büchertisch.

— In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die vielen Reisenden, die in Folge der bequemen Reisegelegenheiten alljährlich im Frühjahr ihre „Orientreise“ antreten, haben im Laufe der Jahre eine große Menge von Reisebeschreibungen auf den Buchermarkt geworfen. Inmitten dieser Massenproduktion nimmt das Buch des königlichen Hofpredigers in Potsdam, D. Bernhard Rogge, das unter dem Titel „Eine Okerreise nach Jerusalem“ über Aegypten und Griechenland im Verlage von Carl Neyer (Gustav Prior), Hannover-Berlin (Preis gebettet 2,50 Mark, im Geschenkbund 4 Mark) erschienen ist, eine ehrenvolle Stellung ein. Der Verfasser, der sich durch seine biographischen und historisch-patriotischen Schriften längst schon einen geachteten Namen als Schriftsteller erworben hat, ist im Frühjahr 1895 mit der Carl Stangen'schen Gesellschaft gereist und legt in seinem Buche die Eindrücke und Ergebnisse dieser Reise nieder. Mit offenem klaren Blicke hat er die großen und mannigfaltigen Schönheiten der sächlichen Natur angeschaut, mit Schärfe die verschiedenen Volkscharaktere beobachtet, mit warmem Gefühl die heiligen Stätten betreten und giebt nun, was er gesehen und empfunden, in anschaulicher lebendiger Darstellung wieder, die unter Verzicht auf historische, archäologische und geographische Details gerade durch ihre Schlichtheit und Natürlichkeit anziehend und fesselnd wirkt. Gerade auch im Hinblick auf die bevorstehende Palästinafahrt unseres Kaisers können wir das Werk Allen bestens empfehlen, die an der Hand eines berufenen Führers die Stätten im Geiste durchwandern wollen, die auch unser Herrscher aufsuchen wird.

— **Biz Jupö.** Eine Geschichte aus dem Touristenleben der vornehmen Welt im obern Engadin. Von A. Weidenmüller. 228 Seiten. Verlag des Rauben Hauses in Hamburg. 2,20 Mark. Elegant gebunden 3 Mark. „Biz Jupö“ so lautet der Titel eines neuen, nicht nur schönen, sondern auch werthvollen Buches, das die wärmste Sympathie erweckt. Seine hervorragende Bedeutung liegt nicht allein in den verwickelten und spannenden Situationen, sondern mehr noch in der psychologisch feinen, von Schritt zu Schritt durchgeführten Entwicklung der beiden Hauptcharaktere; in der feinsten Schönheit der Schilderung, wie in der Wahrheit, mit der die Umwandlung ihres Gegenparis geschildert ist. Nicht unwesentlich wird der Genuß erhöht durch die graziose, feine und doch kraftvolle Sprache, die wie ein erquickender Bach dahinfließt, immer belebend und den Leser in einer Weise erfreuend, wie es selten geschieht; es ist Alles reine, edle Kunst! Einer der tiefsten Gnadengedanken Gottes ist in dem Buche verherlicht und das wird vom Leser unvergessen bleiben. Der Roman ist ein vollkommenes Meisterstück und wird in allen Kreisen die wärmste Theilnahme finden.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Dekonomierath H. von Mendel-Stieufels zu Halle (Saale).

Fleischnoth?

Seit einigen Wochen ist in den deutschen Börsenblättern eine Agitation auf Aufhebung der Seuchen-Schutzmaßregeln im Gange, die fast noch intensiver ist als der Brodtheuerungsrummel im Frühjahr.

Damals hatte der wüste Kärm insofern noch eine Art Unterlage, als ja thatsächlich die Weizenpreise auch in Deutschland zeitweilig das normale mittlere Niveau nicht unerheblich überschritten hatten, wenn sie auch — Dank dem deutschen Terminhandelsverbot — nicht annähernd bis zur Höhe der ausländischen Weizenpreise hinaufgeschwollen waren.

Aber heute, für die bewegliche Klage über Viehmangel und Fleischtheuerung, ist nicht die Spur einer Unterlage gegeben, die Vorwände für diese ganze Agitation erweisen sich als wissenschaftlich unwahr.

Die Regisseure haben mangels thatsächlicher Unterlagen diesmal eine neue Taktik angewandt, durch die man wenigstens den Schein einer Grundlage gewinnen wollte: sie haben zuerst die vom Händler-Kapital ausgehaltene Papierfleischpresse mobil gemacht und durch deren Einfluß dann sogenannte „Fleischerbeschlüsse“ zu Stande gebracht, deren sachliche Unrichtigkeit den besten Beweis dafür giebt, daß die wirklichen praktischen Gewerksmeister hieran nicht betheilig gewesen sein können.

Furchtbarer Viehmangel soll herrschen; unerhörte Viehpreise zwingen die Fleischer, entweder ihr Geschäft einzustellen, oder die Fleischdetailpreise stark zu erhöhen! In alledem sind nur die Agrarier und die in Folge deren Geschrei von der Regierung verfügten Grenzsperrern schuld! Also entweder man hebe die Grenzsperrern auf, oder das Volk geht zu Grunde!

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit? — Genau umgekehrt!

Seit länger als Jahresfrist herrscht über allen deutschen Schlachtviehmärkten ein starkes Ueberangebot an Schlachtvieh. Raummangel hindert uns hier, das durch den Abbruch Hundertter amtlicher Marktberichte von allen Hauptmärkten zu erweitern. Wir müssen uns darauf beschränken, die amtlichen Berichte nur aus den letzten Monaten und nur von den zwei Marktplätzen hier wiederzugeben, von denen der ganze Agitationsrummel hauptsächlich ausgegangen ist: Hamburg und Berlin.

Da lauten die amtlichen Berichte:

Hamburg, 2. Mai. Rindermarkt sehr gedrückt: Preisrückgang, Ueberstand. Schafe flau, Ueberstand. Rälber schleppend, Ueberstand.

Berlin, 25. Mai. Rindermarkt Ueberstand. Schweine nicht geräumt; schwere Waare besonders vernachlässigt.

Hamburg, 31. Mai. Handel schleppend.

Hamburg, 6. Juni. Hammelmarkt erheblicher Ueberstand. Rälber schleppend.

Berlin, 15. Juni. Rinder langsam, Ueberstand. Schafe Ueberstand.

Berlin, 15. Juni. Rinder Ueberstand. Schafe zur Hälfte unverkauft. Schwere fette Schweine vernachlässigt.

Hamburg, 13. Juni. Rinder schleppend. Schweine schleppend. Rälber schleppend, Ueberstand.

Berlin, 22. Juni. Langsam, bei Schafen Ueberstand.

Hamburg, 21. Juni. Rälber schleppend. Ueberstand.

Berlin, 25. Juni. Rinder ruhig, nicht ausverkauft. Schafe langsam, Ueberstand.

Hamburg, 5. Juli. Rälbermarkt flau, Ueberstand.

Berlin, 13. Juli. Langsam, Rinder und Schafe nicht geräumt.

Hamburg, 11. Juli. Rinder- wie Hammelmarkt schleppend. Preise in allen Qualitäten wachsend. Ueberstand.

Hamburg, 12. Juli. Rälbermarkt sehr flau; Ueberstand.

Berlin, 16. Juli. Rinder ruhig, nicht ganz ausverkauft. Rälber langsam. Schafe in Schlachtware Ueberstand. Schweine verflaut.

Hamburg, 18. Juli. Sowohl Rinder wie Hammel langsam wie in voriger Woche. Etwas Ueberstand.

Hamburg, 19. Juli. Rälber sehr flau. Ueberstand.

Berlin, 22. Juli. Rinder langsam. Ueberstand. Rälber, Schafe, Schweine langsam und verflaut.

Hamburg, 1. August. Rindermarkt wieder langsam wie vorige Woche. Preisrückgang. Ueberstand.

Berlin, 6. August. Rindermarkt langsam. Ueberstand. Schafe Ueberstand. Schweine langsam.

Hamburg, 8. August. Rinder- wie Schafmarkt schleppend; Ueberstand; Preisrückgang. Auch prima Ochsen zum Theil unverkauft.

Hamburg, 10. August. Schweine schleppend.

Berlin, 17. August. Die Hälfte des Rinderauftriebs blieb unverkauft. Rälber langsam. Ueberstand. Schweine ruhig, nicht ganz geräumt.

Wir meinen: es gehört viel in Deutschland dazu, aus einer solchen Marktlage zu debütieren: in Deutschland herrscht großer Viehmangel; die deutsche Landwirthschaft kann den heimischen Bedarf nicht decken; man muß schleunigst die ausländischen Zufuhren erhöhen!

Eine Fleischer-Zeitung, deren Redakteur noch logisch denkt, um den krassen Widerspruch zwischen dieser Agitation und der wirklichen Marktlage einzuzwischen, suchte neuerlich sich dadurch zu helfen, daß sie die amtlichen Marktberichte als falsch, das heißt, im agrarischen Interesse gefärbt, hinzustellen versuchte. Sie übergarirt dabei aber, daß die amtlichen Viehmarktberichte nicht von Agrariern, sondern von städtischen Verwaltungsbeamten unter Mitwirkung der Händler und Fleischer aufgestellt werden, also von Persönlichkeiten, die über den Verdacht der Wahrnehmung einseitig agrarischer Interessen doch wohl erhaben sind. Ganz konform der soeben nachgewiesenen Ueberfüllung der Viehmärkte sind auch die Viehpreise seit Jahresfrist nicht nur nicht gestiegen, sondern haben sich rückläufig bewegt.

Nach der reichsammtlichen Statistik kosteten am Berliner Viehmarkt 100 Kilo:

Durchschnitt pro	September 1897	Rinder	Schweine
„	„	120	116
„	„	118	118
„	„	116	118
„	„	114	114
„	„	112	115
„	„	109	115
„	„	108	111
„	„	108	104
„	„	109	103
„	„	112	104

Schlimmer aber, wie an den großen Märkten, liegt es theilweise noch auf dem Lande mit den Breiten und der Abfragemöglichkeit für Schlachtvieh. Die Landwirthse, die in der Händlerpresse die schweren Klagen über die Vieh- und Fleischnoth lesen, müssen sich erlaubt erlauben, ob sie denn an helllichten Tage träumen. Wie die Abfrageverhältnisse für Vieh in der Provinz thatsächlich liegen, das zeigen empörte Zuschriften von Landwirthern, die ausgangsweise hier wiedergegeben werden mögen.

Ein schlesischer Landwirth schreibt an die „Deutsche Tageszeitung“:

„Heute, am 13. August, hatte ich geschäftlich in Lauban bei einem sehr machtigen und realen Schlächtermeister zu thun, der gleichzeitig mit Mastvieh nach Dresden, Berlin und Hamburg handelt. Der Schlächter bot mir meiner Ueberzeugung

nach zu wenig für ein paar prima Fettstücke. Er erklärte, daß das Vieh jetzt nur ganz billig loszuschlagen sei, da an den Viehhöfen der großen Städte zu geringe Nachfrage und zu großes Angebot sei. Auf meine Entgegnung, daß doch gerade jetzt die Schlächter die Aufhebung der Sperre verlangten, da sie andernfalls wegen der zu hohen Viehpreise sich nicht halten könnten, zeigte mir der Schlächtermeister zur Bekräftigung seiner Angaben eine Abrechnung seines Hamburger Kommissionärs, worin er sich in einem Abzuge entschuldigte, für die prima Waare nicht mehr erzielt zu haben, da es wegen des starken und billigen Angebots nicht möglich gewesen sei, höhere Preise zu erreichen. Er warnte ferner den Schlächtermeister vor weiteren Sendungen, da jetzt durch das Weidewiehe die Preise noch mehr sinken würden."

Ein sächsischer Landwirth schreibt:

Anfang Juli d. J. verkaufte ich zur successiven Abnahme in der Zeit von Mitte Juli bis Mitte August einen größeren Posten fetter Stiere bester und schwerster Qualität zu einem annehmbaren Preise, ungefähr wie ich ihn im Vorjahre um diese Zeit erzielt hatte. — Vor einigen Tagen war der Käufer, der jederzeit prompt abgenommen hat, hier und hat, den letzten Waggon Stiere eine Woche länger als abgemacht stehen lassen zu dürfen, weil er bei der jetzigen Ueberfüllung des Dresdener Schlachtviehmarktes — wo er in der Regel sein Mastvieh zum Verkauf stellte — schon viel Geld an den ersten drei Wagen verloren habe. Er meinte, Oesterreich schicke soviel Mastochsen nach Dresden, daß die Viehpreise in diesem Jahre dort anhaltend niedrig seien. Ich offerirte dem Händler an dem Tage weitere 2 Waggons Stiere von mindestens so guter Qualität, als er sie zuletzt abgenommen, „per Ende dieses Monats“, konnte aber zu keinem Geschäfte kommen, weil mir nur ein um 2,50 Mk. pro Centner niedrigerer Preis als für den ersten Posten von ihm geboten wurde."

Aus der Mark Brandenburg schreibt ein Gutsbesitzer:

Es ist geradezu empörend, wie systematisch jetzt von agrarfeindlicher Seite die gesammte Bevölkerung aufgeschreckt wird gegen die angeblich zu hohen Fleischpreise und gegen die Landwirthschaft, die daran schuld sein sollen. Nicht nur in den bekannten liberalen Blättern, sondern sogar in allen Kreis- und Lokalblättern finden sich gleichlautende Artikel, die über die Fleischnoth schreiben und die Leser beunruhigen müssen. Es kann daher gar nicht oft genug betont werden, daß die jetzigen Fleischpreise, mit Ausnahme von Schweinefleisch, wesentlich billiger sind, als in den Jahren 1870—1882, und daß die Nachfrage nach Rindvieh und Kälbern eine sehr geringe ist, Sammel überhaupt kaum los zu werden sind. Während früher für Ochsen

und gute Bullen 36—40 Mk. pro 100 Pfd. Lebendgewicht bezahlt wurden, sind jetzt kaum 27—31 Mk. zu erreichen. Sammel kosteten 33—42 Mk., jetzt 20—25 Mk., Schweine damals 40—48 Mk., jetzt 42—45 Mk. Dabei waren die Händler damals nicht so wählerisch wie heute, wo durchschnittlich bessere und jüngere Waare zum Markt kommt. Wie sind aber seit dieser Zeit die Löhne und die allgemeinen Unkosten eines jeden Betriebes gestiegen! Damals hat Niemand über zu hohe Fleischpreise gezeckert, aber jetzt soll der Landwirth womöglich umsonst sein Vieh liefern."

Ein anderer märkischer Landwirth schreibt:

„Die Abnahme verkaufter Schweine vollzieht sich nur langsam. Nach Aussage der Fleischer sind reichlich Schweine vorhanden. Besonders schwere fette Waare ist kaum los zu werden; über diese sagt auch der amtliche Berliner Viehmarktbericht: „Fette schwere Schweine sind schwer verkäuflich.“ Auch Kälber finden schlecht Absatz, die Schlächter legen dafür bei den Produzenten jetzt höchstens 28—30 Pfg. pro Pfund an; in theurer Zeit erhielten wir 35—40 Pfennige. Wir haben alle Ursache, diese Thatfachen in der Presse bekannt zu machen.“

Aus Ostpreußen wird berichtet:

Gestern war in Braunsberg Viehmarkt, der mit durchweg gutem Schlachtvieh in solcher Menge besetzt war, wie noch an keinem Markt und in keinem Jahr zuvor. Von Händlern und Fleischern wurde kaum ein Viertel des Auftriebes zum Transport nach Großstädten auf gekauft. Die Preise waren dementsprechend für das gute Schlachtvieh, wie es die hiesige Gegend liefert, recht gering. Es wurden bezahlt pro Centner Lebendgewicht 18—24 Mk.; nur für allerfeinste Waare, junge fette Färsen, wurden 24—26 Mk. gezahlt. Wie harmonirt nun das starke Angebot mit dem angeblichen Mangel an Schlachtvieh — wie harmoniren die geringen Preise mit der Fleischotheuerung?! Weshalb sollen die Grenzen geöffnet werden?! So wie auf diesem Markt geht es auch auf allen anderen in der Provinz. Die Mehrzahl der Besizer wird ihr gutes Vieh nicht los, selbst für ganz niedrigen Preis nicht."

Wir meinen in der That: Wenn angesichts solcher Zustände im Lande, angesichts der geschilberten hauptstädtischen Marktlage und angesichts der oben gegebenen amtlichen Preisstatistik der Manchesterblätter ihre Agitation auf Aufhebung der Vieheinfuhrbeschränkungen mit Viehmangel und mit Viehotheuerung zu begründen wagen, so kann man solche Darstellungen nur als unverschämte bezeichnen.

Das nämliche Ergebnis resultirt auch aus der Betrachtung der thatsächlichen Einfuhr von Vieh und Fleisch, die wir in einem folgendem Artikel mittheilen werden. — B. L.

Die Beschattung der Düngstätte.

Ein alte Regel schreibt vor, die Düngerstätte, wenn es die räumlichen Verhältnisse der Hoflage gestatten, an die Nordseite des Stalles oder eines anderen Gebäudes zu legen, um dadurch dem Dünger ohne besondere Einrichtungen möglichst viel Schatten zu gewähren. Die starke Bestrahlung des Düngers durch die Sonne führt bekanntlich zu unvermeidlichen Verlusten, so daß ein Dünger von minderwerthiger Beschaffenheit dadurch entsteht.

Vielfach aber kann nun der Landwirth dieser Vorschrift nicht genügen, die örtlichen Lageverhältnisse des Guts Hofes zwingen ihn vielmehr oft, seiner Düngerstätte einen Standort zu geben, der von vornherein in keiner Weise gegen die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt ist. Ein solcher Schutz kann aber bei sorgfältiger Beobachtung der hierbei in Betracht kommenden Gesichtspunkte geschaffen werden durch die Umpflanzung der Düngerstätte mit hierzu geeigneten Baumarten.

Diese Maßnahmen sieht man heutigen Tags nur ganz vereinzelt in richtiger Weise durchgeführt; im Allgemeinen ist bei uns in Deutschland eine mit Bäumen umpflanzte Düngerstätte ein seltener Anblick. Was ist der Grund hiervon?

Wenn man den Rath ertheilt, man solle das Beschatten der Düngerstätte durch Umpflanzung derselben mit Bäumen bewirken, so wird von denjenigen Landwirthen, welche den Versuch einmal gemacht haben, allgemein erwidert, die dazu verwendeten Bäume könnten die Jauche nicht vertragen und gingen bald wieder ein. Diese Beobachtung ist zwar durchaus richtig, denn in vollständig mit concentrirter Jauche getränktem Boden wird kaum eine Baumart gedeihen und sich

normal entwickeln können, aber diese Thatsache zeigt uns eben auf der anderen Seite mit unerkennbarer Deutlichkeit, daß im Allgemeinen der Zustand der vorhandenen Düngerstätten kein normaler ist, daß er vielmehr recht viel zu wünschen übrig läßt.

Da wir wissen, daß die Jauche gerade den leicht löslichen Theil des in den thierischen Ausscheidungen enthaltenen Stickstoffs und die Hauptmenge des Kalis enthält, mithin also der werthvollste Bestandtheil der thierischen Auswurfstoffe ist, so ist bei einer rationell anzulegenden Düngerstätte vor Allem darauf zu achten, daß das Durchsickern der darin sich sammelnden Jauche in den Untergrund und nach der Seite hin möglichst vollständig ausgeschlossen ist. Es muß also für eine dichte, undurchlässige Sohle gesorgt werden. Andererseits muß durch entsprechende Tieflegung der Sohle (0,3—0,5—0,7 m, je nach dem Grundwasserstande) das Ueberfließen der Jauche vermieden werden.

Von Wichtigkeit ist ferner, daß in direkter Verbindung mit der Düngstätte eine genügend tiefe Jauchegrube vorhanden ist, in welche das Zuviel der Jauche in der Düngerstätte ablaufen kann.

Berücksichtigen wir nun bei der Anlage der Düngerstätte diese Gesichtspunkte, so werden wir uns nicht nur vor den sonst oft recht erheblichen mechanischen Verlusten durch Abfließen und Verdickern der Jauche schützen, sondern es kann eine Beschädigung der um die Düngerstätte angepflanzten, Schatten spendenden Bäume gar nicht eintreten, da der dieselbe umgebende Boden von Jauche nicht durchtränkt wird.

Es ist nun darauf zu achten, daß die Bäume nicht zu

nahe an die Düngstätte gepflanzt werden, weil sonst die Wurzeln derselben die Sohle der Düngstätte, aus welchem Material sie auch immer hergestellt sein mag, in die Höhe heben und dadurch Sprünge und Risse hervorrufen. Es empfiehlt sich deshalb, den Standort der Bäume 1½—2 m von dem Rande der Düngstätte entfernt zu wählen.

Was schließlich die Frage nach der Art der Bäume, welche gewählt werden soll, betrifft, so ist diese allgemein nicht sicher zu beantworten. Es spielt die örtliche Lage eine nicht unbedeutende Rolle bei der Auswahl derselben.

Es sollen hier aus der Zahl der zur Umpflanzung von Düngstätten empfohlenen Baumarten nur drei zum Versuch

in Vorschlag gebracht werden, nämlich die großblättrige Linde, die Kastanie und der Walnußbaum. Diese drei Baumarten sind infolge der starken Ausbreitung ihrer Krone und der Bildung eines dichten Laubwerks ganz besonders geeignet, reichlich Schatten für den vorliegenden Zweck zu spenden.

Es ist übrigens, was zum Schlusse noch bemerkt sei, durchaus nicht nöthig, die Düngstätte von allen Seiten mit Bäumen zu umpflanzen, es genügt schon eine Umpflanzung derselben auf der Südseite, weil dadurch die Bestrahlung des Mistes durch die Mittagssonne, welche denselben am ungünstigsten beeinflusst, verhindert wird.

Dr. R. Bruhne.

Kleinere Mittheilungen.

Kammergerichts-Entscheidung betreffend Scheunen-Versicherung. Eine wichtige Entscheidung in Feuerversicherungssachen hat vor einiger Zeit das Kammergericht gefällt. Da die Entscheidung rechtskräftig geworden ist, theilen wir dieselbe im Interesse unserer Leser mit.

Ein Landwirth hatte bei einer Versicherungsgesellschaft sein in drei verschiedenen Gebäuden lagerndes Getreide so versichert, daß für jedes Gebäude eine Höchstsumme des versicherten Inhalts deklarirt war. Die Versicherung hatte stattgefunden auf Grund folgender Satzungsbestimmung:

Für alle Gegenstände, welche sich allmählich im Laufe des Jahres durch Verkauf oder Naturalverwendung vermindern, steht es frei, den vorhandenen Werth, nach Monaten abgegrenzt, zur Versicherung zu bringen. Es wird in diesem Falle die Garantie bis zur Höhe der für jeden Monat genommenen Versicherungssumme gewährt."

Die Versicherung war so abgeschlossen worden, daß die Höchstversicherungssumme in jedem Monat vom August ab bis zum April um 1/3 für Körner und um 1/12 für Stroh abnahm, weil vorauszuweisen war, daß die versicherten Vorräthe in dem angegebenen Verhältnisse während der Versicherungszeit sich vermindern würden. Am brannte am 1. Januar eine Scheune, der noch nichts entnommen war, vollständig nieder. Der Landwirth verlangte von der Versicherungsgesellschaft, da die Scheune nachweislich noch voll gefüllt war, den Höchstbetrag der für diesen Scheuneninhalt deklarirten Gesamtversicherungssumme, die Versicherungsgesellschaft aber wollte ihm nur 1/3 der Körner und 1/12 des Strohs vergüten, weil sie annahm und erklärte, daß die allmähliche Verringerung der Versicherungssumme nicht im Allgemeinen, sondern für jedes einzelne Gebäude gelte. Das zuständige Landgericht stellte sich auf den Standpunkt der Versicherungsgesellschaft und wies den Kläger mit seinen darüber hinausgehenden Ansprüchen ab. Das Kammergericht aber war anderer Meinung. Es entschied, daß die Versicherungsgesellschaft, wenn sie die Versicherung für die verschiedenen Gebäude unabhängig voneinander gestalten wollte, diesen Willen klar zum Ausdruck hätte bringen müssen. Sie hätte also in dem oben erwähnten Satze nicht sagen dürfen, daß sie die Garantie bis zur Höhe der für jeden Monat genommenen Versicherungssumme gewähren wolle, sondern hinzufügen müssen, daß sie die Garantie nur gewähre bis zur Höhe der für das einzelne Gebäude für jeden Monat genommenen Versicherungssumme. Die Entscheidung des Kammergerichts entspricht dem natürlichen Rechtsgefühl. Es wird keinem Landwirth einfallen, wenn er sein Getreide und sein Heu in verschiedenen Scheunen untergebracht hat, aus jeder Scheune nach und nach einen bestimmten Theil zu entnehmen, sondern er wird in der Regel die eine Scheune ganz räumen, ehe er mit der andern anfängt. Sei dem aber, wie ihm wolle, es ist natürlich und selbstverständlich, daß die Abnahme des versicherten Werths sich nur auf die gesammelten Vorräthe und nicht auf die in den einzelnen Scheunen beziehen kann. Die Versicherungsgesellschaften werden gut daran thun, dieses Kammergerichtsurtheil in ihren Satzungen gesiemend zu berücksichtigen.

Gesamtergebnis der Rentengutsbildung in Preußen. Bis Ende 1897 waren auf Grund des Rentengutsgesetzes vom 7. Juli 1891 insgesammt 7104 Rentengüter mit einer Fläche von 77 283 ha ausgelegt. Davon waren 3931 in evangelischer, 3160 in katholischer, 7 in israelitischer und 6 in mennonitischer Hand. Von den Rentengutsbesitzern waren 4506 Deutsche, 2292 Polen, 67 Litauer, 216 Masuren, 18 Tschechen, 2 Oesterreicher, 2 Schweizer, 1 Amerikaner. Der aufgetheilte Flächeninhalt bestand zu 769 ha in Hofraum und Garten, 59 009 ha Acker, 12 116 ha in Wiese und Hütung, 4409 ha in Holzung und zu 980 ha in Wegen, Gewässern und Unland. Die größte Zahl der ausgelegten Rentengüter entfällt auf die Provinz Westpreußen mit 2325, es folgen Polen mit 1377, Schlessen mit 856, Pommern mit 823, Brandenburg mit 260, Hessen-Nassau mit 105, Schleswig-Holstein mit 73 und Hannover mit 30 Gütern. Dem Flächeninhalt nach verleiht sich die Reihenfolge etwas. Die Provinz Westpreußen steht mit 25 008 ha allerdings gleichfalls an der Spitze, und ihr folgt auch Polen mit 15 601 ha; daran aber reiht sich Pommern mit 14 471 ha, Schlessen mit 5414, Brandenburg mit 1899, Schleswig-Holstein mit 1229, Hessen-Kassel mit 317 und Hannover mit 226 ha an.

Ausdehnung des Thomasmehltriebes auf die Schweiz.

Die schweizerische Landwirtschaft wird von ihrer größten geschäftlichen Organisation, dem oöschweizerischen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbande, ebenfalls aufgefordert, kein Thomasmehl mehr zu kaufen, und tritt damit in den von der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirthe geführten Thomaskrieg ein. Bei den deutsch-österreichischen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbänden stockte der Thomasmehlabsatz schon vorher.

Der Verkauf des Zukerrübensamens 1897er Ernte. Der Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Magdeburg enthält folgende Angaben über den deutschen Zukerrübensamen der vorjährigen Ernte und dessen Absatz: Die Ernte von Zukerrübensamen im Jahre 1897 hat nicht ganz befriedigt. Die geschnittenen Rübensamenstauden trockneten infolge des den Herbst hindurch andauernden Regenwetters schwer, und das hierdurch verursachte starke Abfallen der Kerne hat das quantitative Ergebnis der Ernte nicht unerheblich beeinträchtigt. Auch konnte die jetzt geforderte hohe Reinkraft nur durch energisches Trocknen und Reinigen des Samens erreicht werden, was ebenfalls nur auf Kosten der Erträge gechehen konnte. Dagegen übten die bedeutenden Fortschritte und Verbesserungen in der Qualität der deutschen Gütezukerrübensamen wieder eine belebende Wirkung auf den Rübensamenmarkt. Wie schon seit Jahren die deutschen Züchter greifen und diesen Prima-Qualitäten den Vorzug geben, so hat in diesem Jahre wiederum auch das Ausland — Frankreich, Oesterreich, Belgien, Holland und Schweden — diesem Beispiele folgend, ganz bedeutende Anläufe bei ersten deutschen Züchtern gemacht. Namentlich hat Frankreich trotz des hohen Eingangszolls von 30 Frchs. für 100 kg sehr große Kosten deutscher Güten aufgenommen. Die Preise für Gütezübensamen waren indessen nicht ganz so hoch wie in den letzten Jahren, sie mußten sich vielmehr eine Einbuße von 10 bis 15 Proc. gefallen lassen. Die Umsätze der sogenannten Nachzuchtamen, d. h. Nachzuchten aus bekannten Varietäten, sowie die Verkäufe in noch geringerer sogenannter Handelsware waren dem vorjährigen Umsatze nicht entsprechend groß. Große Partien hiervon liegen, weil auch das Ausland nur noch Güten nimmt, unverkäuflich in erster und zweiter Hand. Diesjährige Nachzuchtamen konnten nur zu niedrigeren Preisen Käufer finden; zwei und drei Jahre alte Samen sind selbst in Auktionen nicht geboten worden. Einige größere Bothen Nachzuchten sollen nach Amerika verkauft worden sein, wo die Industrie bis jetzt noch mehr auf billige Preise als auf Prima-Qualität zu sehen scheint.

Die Erzielung einer guten Saatwaare bei Reinsamen hängt nicht nur von der Art der Ackerbestellung der Düngung und der Pflege der Pflanzen, sondern in ganz bedeutendem Maße auch von dem Reifestadium zu der Zeit ab, in der die Pflanze gemäht wird, wie folgender Versuch beweist: Von drei mit Revaler Samen bestellten Parzellen wurde der flachste der ersten Parzelle in grünreife, der der zweiten in gelbreife und der der dritten in vollreife Zustand durch Mähen geerntet. Die Kapfeln wurden sofort abgeriffelt und bald darauf gedroschen. Die eine Hälfte des gedroschenen Flachses wurde nach belgischem Verfahren in Kapfeln gesetzt, der Samen konnte also nachreifen. Die Untersuchung der Samenproben lieferte folgende Resultate:

Reifestadium	Wasser	Rohöl	Keimfähigkeit	1000 Samen wogen
Grünreife	8,78 Proc.	31,02 Proc.	81 Proc.	3,84 g
Gelbreife	8,40 "	31,85 "	94 "	3,92 "
Nachreife der Gelbreife .	8,10 "	32,01 "	96 "	4,10 "
Vollreife	7,04 "	32,50 "	99 "	4,40 "

Wir sehen also aus der vorstehenden Tabelle, daß für die Gewinnung eines guten keimfähigen Reinsamens nicht wie bei dem Getreide das Mähen beziehungsweise Mähen in der Gelbreife, sondern erst in der Vollreife zu geschehen hat.

Statistik der Rindertuberkulose in den Schlachthöfen Bayerns. Der in Nr. 24 der „Wochenschrift für Thierheilkunde und Viehzucht“ veröffentlichten „Uebersicht über das Vorkommen und die sanitätspolizeiliche Veranlagung tuberkulöser Schlachttiere in den öffentlichen Schlachthöfen Bayerns im Jahre 1897“ ist zu entnehmen: Von 84 209 geschlachteten Röhren waren tuberkulös 3345 = 4,0 Proc.

von 30 835 Bullen 998 = 3,2 Proz., von 64 858 Kühen 7110 = 11 Proz., von 53 963 Jungkühen 756 = 1,4 Proz., in Summa waren von 233 865 Stück Rindern 12 209 Stück = 5,2 Proz. tuberkulös; von 479 983 geschlachteten Kälbern wurden 233 = 0,05 Proz., von 690 757 Schweinen 1816 = 0,26 Proz. und von 125 049 Schafen und Ziegen 32 = 0,03 Proz. tuberkulös befunden. Insgesamt wurden im Jahre 1897 in den öffentlichen Schlachthöfen Bayerns 1 529 654 Stück Vieh geschlachtet, wovon sich 14 290 = 0,93 Proz. tuberkulös zeigten. Von diesen 14 290 Stück wurden 9350 Stück banmäßig freigegeben, 4548 zur Freibank oder zum Hausgebrauch bestimmt und 392 Stück als ungenießbar vernichtet. Unter den banmäßig freigegebenen 9350 Stück waren 2590 Ochsen, 780 Bullen, 4289 Kühe, 528 Jungkühen, 35 Kälber, 1105 Schweine und 23 Schafe und Ziegen; unter den zur Freibank bestimmten 4548 Stück befanden sich 734 Ochsen, 210 Bullen, 2531 Kühe, 215 Jungkühen, 190 Kälber, 664 Schweine, 4 Schafe und Ziegen; als ungenießbar wurden vernichtet 21 Ochsen, 8 Bullen, 290 Kühe, 13 Jungkühen, 8 Kälber, 47 Schweine und 5 Schafe und Ziegen.

Ueber die Vererbung der Haarfarben beim Pferde hat der verorbene Prof. Wilckens Untersuchungen angestellt. Es ergab sich, daß bei 1000 Paarungen gleichfarbiger Vollblutpferde 856mal die Vererbung der Haarfarbe stattgefunden hatte. Bei 1000 Farbenkreuzungen erbten 437 Fohlen die Farbe des Vaters, 508 Fohlen die der Mutter; 55 wurden andersfarbig. Bei Farbenreinheit überträgt sich die Fuchsfarbe am häufigsten, 976mal unter 1000. Bei Farbenkreuzungen nimmt dagegen die braune Farbe die erste Stelle ein, während sich die Rapppfarbe am seltensten vererbt, jedoch unter 1000 Paarungen bei Rappphengeln 116, bei Rapppstuten nur 92 Rapppohlen gezählt wurden. Auch bei englischen Vollblutpferden wird bei Farbenreinheit die Fuchsfarbe weitaus am häufigsten (946 : 1000), bei Farbenkreuzungen dagegen am leichtesten die braune Farbe übertragen, die Rapppfarbe wird nur spärlich vererbt. Araber-Pferde, Vollblut und Halbblut, vererben in 1000 Fällen bei gleichfarbigen Eltern 837 mal die Haarfarbe, bei Farbenkreuzungen war vererbt unter 1000 die Farbe des Vaterhieres 313mal, die Farbe der Mutter 566mal, während 121mal andere Farben auftraten. Bei Farbenreinheit überträgt sich hier am häufigsten die Schimmel-farbe (9/10) und ebenso bei Farbenkreuzungen (729 : 1000), ihr folgt die braune Farbe. Das Ergebnis dieser Versuche besagt also, daß sich im Allgemeinen die Fuchsfarbe am leichtesten, die Rapppfarbe am schwersten überträgt.

Nachrichtendienst in Viehseuchen-Angelegenheiten. Der Bundesrath hat durch Beschluß vom 16. Juli eine Neuordnung des Nachrichtendienstes in Viehseuchen-Angelegenheiten eintreten lassen, die am 1. Oktober d. J. in Kraft tritt und von den bisher gültigen Bestimmungen in folgenden Punkten abweicht.

a) Unter die Krankheiten, deren Ausbrüche den Polizeibehörden der Nachbargemeinden anzuzeigen und dem kaiserlichen Gesundheitsamte durch Postkarte mitzutheilen sind, ist die Schweine-seuche neu aufgenommen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Schweine-seuche im engeren Sinne, sondern um alle unter dem Sammelnamen Schweine-seuche im weiteren Sinne begriffenen Krankheiten, insbesondere auch um die Schweinepest. Um auf diese Bedeutung der Bezeichnung Schweine-seuche hinzuweisen, ist in Klammern hinzugefügt: (einschließlich Schweinepest).

b) Die Anzeigen über die Seuchenausbrüche an die benachbarten Polizeibehörden verlieren an Werth, wenn sie nicht unverzüglich erfolgen. Es ist daher ausdrücklich darauf hingewiesen, daß zu diesen Anzeigen thunlichst der Telegraph oder das Telephon zu benutzen ist.

c) Die beamteten Thierärzte haben die Postkarten mit den Angaben über den Seuchenstand künftig nicht nur am letzten Tage, sondern auch am 15. Tage jeden Monats an das kaiserliche Gesundheitsamt abzusenden.

d) Ueber den Ausbruch und das Erlöschen der Maul- und Klauenseuche auf Viehmärkten und Viehhöfen soll ein besonderer Nachrichtendienst eingerichtet werden. Die Regelung ist den Landes-Regierungen überlassen, jedoch ist bestimmt, daß die Seuchenausbrüche auf den „der größten Ausfuhr dienenden“ Viehmärkten und Viehhöfen durch die Veterinärpolizeibehörde sofort dem kaiserlichen Gesundheitsamte telegraphisch mitzutheilen sind.

e) Neben diesen Mittheilungen an das kaiserliche Gesundheitsamt und den Mittheilungen an die Polizeibehörden der Nachbargemeinden hat nach Anordnung des Ministers für Landwirtschaft zc. die Polizeibehörde von jedem Ausbruche der Maul- und Klauenseuche auf einem Viehmarkte oder in einem Viehhofe, sowie von dem Erlöschen der Seuche in dem Markorte dem Landrath des Marktors und den Landräthen aller Kreise, deren Grenzen weniger als 50 km von dem Markorte entfernt sind, sofort Kenntniß zu geben.

Die Landräthe haben für die schleunige Veröffentlichung der Mittheilung in den von Landwirthen und Viehhändlern gelese- nen Blättern Sorge zu tragen. Der Zweck der Benachrichtigung, die Viehhändler auf die Möglichkeit der Seuchenübertragung durch das von dem Markte abgetriebene Vieh oder durch den sonstigen Markt- verkehr aufmerksam zu machen, kann nur erreicht werden, wenn die Veröffentlichungen ohne jeden Verzug erfolgen.

Ueber giftige Rapspflücken schreibt Dr. Sjöllerna von der landwirthschaftlichen Versuchsanstalt in Groningen nach dem „N. L. W.“ das Folgende: In diesem Winter ist in der Provinz

Drenthe eine Anzahl Schafe gestorben, deren Tod durch Verfütterung von Rapspflücken herbeigeführt sein sollte. Es wurde mir ein Kuchen aus der Partie, bei welcher man diese giftige Wirkung konstatiert zu haben glaubte, zur Untersuchung übergeben. Hierbei schien der Eiweiß- und Fettgehalt sehr gut zu sein, Schimmel ward an dem Kuchen nicht wahrgenommen, und Unkrautämereien wurden nicht gefunden. Indessen schien sich der Kuchen bei der mikroskopischen Untersuchung von gewöhnlichem Rapspflücken zu unterscheiden, und es konnte bewiesen werden, daß derselbe nicht aus gewöhnlichen Rapspflückenarten geschlagen war. Die Prüfung, durch welche es mir sehr bald wahrscheinlich wurde, daß der Rapspflücken wirklich vergiftet sein mußte, war die Probe auf Senföl. Der mit lauwarmem Wasser übergossene, zerkleinerte Rapspflücken zeigte nach einigen Augenblicken den Geruch nach Senföl in anormal starker Weise. Während alle Rapspflücken bei einer solchen Behandlung in mehr oder minder starkem Maße den Geruch nach Senföl entwickeln, war der stehende Geruch des Senföls bei diesem Kuchen so stark, daß Nase und Augen denselben nicht vertragen konnten. Wurde etwas von dem zerkleinerten Kuchen mit Wasser in einer verschlossenen Flasche übergossen, hingestellt, so blieb der scharfe Geruch mehrere Tage hindurch bestehen, bei normalen Rapspflücken ist bei der gleichen Behandlung der Senfölg-eruch schon am folgenden Tage verschwunden. Um mit Sicherheit die Vergiftungen dem Rapspflücken zuschreiben zu können, und zwar der großen Menge Senföl, die sich daraus entwickelt, wurde der Senfölg-gehalt durch mich bestimmt. Dabei wurden 0,8-0,9 Prozent Senföl gefunden. Gewöhnlicher Rapspflücken enthält nur 0,1-0,2 Prozent. Durch Vermittelung eines landwirthschaftlichen Vereins glückte es mir, ein Stück eines Kuchens zu erhalten (nach Angabe herkommend aus einer Partie desjenigen Lieferanten, welcher den zuerst untersuchten Kuchen geliefert hatte), welches von einem solchen übriggeblieben war, womit zwei Schafe gefüttert waren, die beide daran gestorben sind. Dieses Kuchenstück enthielt dieselbe Menge Senföl, wie der zuerst untersuchte Kuchen. Die botanische Untersuchung ergab, daß der Kuchen aus sogenannter indischer Rappsaat geschlagen war. Auch in Dänemark sind in diesem Winter Vergiftungen, und zwar von Kühen, bei der Verfütterung von Rapspflücken vorgekommen. Professor Bang hat dadurch, daß er zwei Kühe mit dem verdächtigen Rapspflücken fütterte, die dann in wenigen Minuten starben, bewiesen, daß diese Vergiftungsfälle in Dänemark wirklich durch Rapspflücken verursacht sind. Der Senfölg-gehalt dieser Kuchen wurde bestimmt, und es wurden 0,56 Proz. gefunden. Das Gesagte soll nicht etwa als Warnung vor dem Gebrauch von Rapspflücken betrachtet werden. Im Gegentheil ist es meine Meinung, daß Rapspflücken ein Futtermittel ist, welches in vielen Fällen zu empfehlen ist. Jedoch möge für jeden, der Rapspflücken verfüttert, in Dänemark eine Mahnung liegen, vor dem Gebrauch derselben eine Probe an die Versuchsanstalt, in deren Bezirk er wohnt, zur Untersuchung einzusenden.

Nothlaufserum. In der Versammlung der Vereinigung deutscher Schweinezüchter vom 1. Juli cr. wurde von Neuem allseitig festgestellt, daß das Lorenz'sche Verfahren der Schutzimpfung gegen den Schweinerotlauf alle Erwartungen befriedigte. Die meisten Mitglieder verfügen über ein reiches Erfahrungsmaterial; so hat Rittergutsbesitzer Versten-Domsloff allein 2000 Schweine ohne jeden Fehlschlag impfen lassen. Dabei wurde aber Klage darüber geführt, daß die Serum-Gewinnungsanstalt zu Preislaun das Bedürfnis nicht befriedigen könne, und daß die Beschränkung des Bezugs auf diese Stelle daher sehr lästig und nachtheilig sei. Auf Antrag des Richterdirektors Marks-Bosen wurde beschloffen, den Herrn Minister für Landwirtschaft zu bitten, den Bezug von Lorenz'schem Serum aus staatlichen Impfanstalten preiswerth zu ermöglichen.

Preise für Schlachtvieh in Halle a. S.
in der Zeit vom 25. bis 31. August 1898.

	Qualität	Alter	Gewicht in Pfd.	Größte Preise per Centner Lebendgewicht.
Kühe	1.	7jährig	1250	31
	1-2.	8 "	1120	30-29
Ferkel	2.	9 "	1180	25-27
	1.	3 "	1200	32
Bullen	2.	2 1/2 "	1070	30
	1.	4 "	1600	33
Ochsen	1-2.	5 "	1500	31
	2.	3 "	1300	30
Schweine	1a.	3 "	1300-1450	36
	1.	7 "	1800	34
Sauen	1b.	8 "	1750	33
			300	48
			280	46
			310	45
			275-310	43
			320-450	44-42